

Erlebnisse in Russisch-Polen.

Ein Berliner Parteigenosse, der als Unteroffizier im Osten steht, sendet uns folgende Schilderung:

Osten, 5. 12. 15.

Verte Genossen!

Heute geht mir so vieles im Kopfe herum, daß ich gar nicht weiß, womit ich meine Schilderung anfangen soll; — die Friedensinterpellation, die Nachrichten, das Leben und Treiben der Lieben daheim und vieles andere. Was ich im allgemeinen erlebe, will ich so gut wie möglich schildern. Mit Flüchtlingen habe ich öfter zu tun und ich muß sagen, daß hier bei uns von der Stappenkommandantur alles getan wird, was möglich ist, um dieselben vor Hunger und Frost zu schützen. Ich selbst werde rasch populär bei ihnen. Sobald ich mich nur einmal mit meinem photographischen Apparat bei ihnen sehen lasse, wollen sie alle photographiert sein, und dabei geraten wir immer in Meinungsverschiedenheiten. Sowie ich den Apparat aufstelle, fangen Männlein und Weiblein an zu rennen, um schnell das beste Kleidungsstück, den besten Pelz oder das schönste Tuch umzuhängen, während ich die Sache gern in natura haben möchte. Manchmal komme ich nur dadurch zum Ziel, daß ich die Gruppe teile oder unterhöft eine Momentaufnahme mache. Dann geht das Gepolde los, wovon ich nur soviel verstehe, daß jeder ein Bild haben möchte. Ich verspreche es natürlich, obwohl ich weiß, daß ich nicht Wort halten kann, da an Zivilpersonen keine Bilder abgegeben werden dürfen und uns das Schicksal meistens in kurzer Zeit auf ewig trennt. Ich habe auch schon im Zimmer Aufnahmen gemacht, aber es kostet noch große Ueberwindung, mich auch nur einige Minuten in solchem Raum aufzuhalten. Am meisten wundere ich mich über den Humor dieser Leute, denen doch größtenteils Hab und Gut zerstört ist. Soweit ich mich mit ihnen verständigen kann (unsere Leute sprechen beinahe alle polnisch), freuen sie sich, daß die Germanen hier sind. „Ruski kaput, Germani dobsche“ (gut), höre ich Dutzende von Malen. VIELLEICHT IST DAS BLOß DER AUSDRUCK IHRES augenblicklichen Gefühls, daß sie satt sind, nicht frieren und gut behandelt werden. Zu der Bevölkerung besteht ein ähnliches Verhältnis. Männer und Weiber laufen zu Hunderten in der Stadt herum, meilenweit kommen sie her, um ein bißchen Salz oder Tabak zu erhandeln, und wer weiß, was für ein Päckchen Tabak, das sonst 20 Pfennig kostet, 1 Mark erhalten, desgleichen für ein Pfund Salz. „Kanje Salz“, „Kanje Tabak“ klingt einem den ganzen Tag in den Ohren. „Kumma, nig“ ist unsere Antwort in den meisten Fällen. Fragt man sie, ob sie Butter haben oder Eier, dann hört man nichts anderes als „Kumma“, zeigt man aber 1 Päckchen Tabak oder nur eine Handvoll Salz, dann koamen blühschnell Eier und Butter zum Vorschein; sogar ein Duhn taufchte kürzlich einer meiner Kameraden für eine Handvoll Salz ein. Es muß schrecklich sein, ohne Salz zu leben. Vor den Verkaufsläden sieht man ähnliche Bilder, wie man sie in Berlin beim Kartoffel- oder Petroleumverkauf sah und wohl noch sieht. Vor einigen Tagen haben wir uns eine halbe Stunde amüsiert, mitten im Glend. Wir fuhren auf ein Gut, Kartoffeln zu holen. Untenwegs will mein Kutcher etwas Wolle von einer Bäuerin kaufen. Wir steigen ab und treten in das Haus. Ich frage nach Eiern und Butter, da ich Kühe und Hühner im Freien sah. „Kumma“ bekomme ich zur Antwort. In der Stube quitschen vergnügt ein paar junge Schweinchen und ich hole schnell den Apparat vom Wagen. Die Schweinchen müssen auf den Tisch, die Lichtverhältnisse sind günstig. Die Frauen laufen schnell weg, um sich hübsch zu machen. Der übliche Streit entspinnt sich. Endlich ist die Aufnahme vollbracht; leider hatte ich nicht beachtet, daß das Objektiv in der warmen Stube überlaufen war, — die Platte war futsch, wie sich beim Entwickeln herausstellte. Beim Einpacken des Apparats nehme ich die Feldflasche von der Vorratskammer ab, in der noch ein guter Schluck Rum enthalten ist. Alles steht mich gespannt an. „Karaschina“ (Petroleum) sage ich. „Ah, Karaschina, dobsche“, sagt die Madla (Mutter) mit strahlendem Gesicht. Mein Kutcher sagt auf polnisch, daß sie ein Glas holen soll, und schneller als sonst ist ein Glas bei der Hand. Ich sehe an und nehme einen Schluck aus der Feldflasche. Aber nun erst die Gesichter! „Wutka, Wutka“, ruft die ganze Gesellschaft, alt und jung. Ich gebe meinem Herzen einen Stoß und schenke ein. Jeder erhält ein kleines Quantum. Die Kinder will ich ausschließen, aber es wird solange gebettelt, bis ich jedem ein wenig gebe. Ohne eine Miene zu verziehen trinken sie, die Gesichter strahlen. Ich schütte die Flasche, es ist noch etwas darin. Madla klopft mir auf die Schulter, macht geheimnisvolle Zeichen und verschwindet. Nach kurzer Zeit erscheint sie wieder mit einer Anzahl Eier in der Schürze und einer leeren Flasche in der Hand. Also den Rest soll ich ihr in die Flasche geben, ich erhalte dafür mindestens ein Dutzend Eier. Ich gehe auf den Handel ein, lasse aber durch den Kutcher sagen, daß

die Eier für mich gekocht werden sollen; wenn wir zurückkommen werde ich sie mitnehmen. Leider hatte ich nicht mit dem Gelände gerechnet, es stellte sich nachher heraus, daß wir einen ganz anderen Rückweg hatten. Auf diese Weise war der Rum nicht zu teuer verkauft, da ich Madla wohl nicht wiedersehen werde. Zum Abschied begleitete uns die ganze Familie zum Wagen, die Kinder barfuß im Schnee. Man sieht überhaupt viel Kinder barfuß im Schnee, sogar im Hemd habe ich welche gesehen. Ueberhaupt machen mir die Kinder viel Freude, aber auch Ärger, sie sind zu aufdringlich. Aus meiner Tätigkeit in einer Schülerabteilung des Turnvereins frichte habe ich aber soviel Geduld erlernt, daß ich mich nicht aus der Ruhe bringen lasse. Solange ich dieses schreiben und mindestens schon zehn bis zwölf Kinder in meine Stube gekommen (ich bewohne ein Haus allein) und wollen Brot (Kleba) haben. Jeder erhält auch etwas. — Ich bin auch schon ein halber Bettler, was ich auch erhaschen kann, wird zusammengetragen, um ihnen eine Freude zu machen. Von einem Freunde erhielt ich einige Palette Pfefferkuchen, — sie sind alle und ich weiß nicht einmal, ob sie schmecken. Wenn ich nun aber erst Bilder von unserer Berliner Schülerabteilung zeige, entsteht ein wahrer Aufbruch unter der Gesellschaft. Wenn ich sie nur verstehen könnte! Ein Mädchen von 13 Jahren, die mich immer an meine zweite Tochter erinnert, hat mich ganz besonders ins Herz geschlossen. Jeden Tag sagt sie mir ein paar deutsche Wörter, die sie behalten hat. „I weiß net“ und „ohne Salz schmecken die Kartoffeln nicht“ oder „Benzin ist gefährlich“ und anderes sagt sie ganz schön, versteht auch den Sinn. Ich kann gar nicht begreifen, daß diese Kinder einer feindlichen Nation angehören; ich würde am liebsten mit ihnen durch Wald und Heide laufen, wie in Berlin. Auch mit organisierten russischen Arbeitern (Juden) habe ich mich unterhalten. Es sind aber eigentümliche Sachen, die sie über die Partei in Deutschland erzählen, die Blätter in Russland müssen unheimlich verleumdet haben; Deutschland ist der Sündenbock. Trotzdem möchten sie gern deutsch sein, — wenn nur die Russen nicht wiederkommen. — Auch darüber darf ich nicht schreiben, — wir werden ja sehen. Etwas Gutes haben wir hier noch. Ein Pfund Hammelfleisch kostet 20 bis 30 Pf., 1 Pfund Schweinefleisch 50 Pf., und es wird immer noch genug auf den Markt gebracht. Für ein Pfund Speck bezahlen wir 1 R., immer noch annehmbar, — wenn's bloß zu Hause ebenso wäre. Es gibt aber auch Dörfer, wo überhaupt nichts zu haben ist; hier in der Stadt krönten die Bauern aus meilenweitem Umkreise zusammen und verkaufen oder vertauschen ihr Vieh. Es kommt mir vor, wie wenn diese Menschen nur der Gegenwart lebten und die Zukunft bringen lassen, was sie will.

So scheidet ein Tag nach dem anderen hin, und bald klingt das „Friede auf Erden“ wieder überall. Rüge es bald zur Wahrheit werden!

Mit bestem Gruß

A. S.

Kleines Feuilleton. Yuanshikais Weg zum Thron.

Schon lange haben gute Kenner des fernen Ostens Yuanshikais Weg zum Throne vorausgesehen. Dieser Weg wurde von dem einstigen Oberdirigenten von Tschili mit so viel Kraft und politischer Schaulust beschritten, daß spätere Geschichtsschreiber argwöhnen werden, Yuanshikai habe den Machiavelli mit Augen gelesen; — aber soweit geht seine Ueberzeugung der abendländischen Literatur, von der er manderlei in Uebersetzungen liest, nach den Mitteilungen seines alten politischen Beirats Dr. Morris denn doch nicht, und man darf ihn so wenig wie etwa den Fürsten Ito, den einstigen „ungefährten Kaiser von Japan“ oder sonst einen erfolgreichen Staatsmann des nahen oder fernen Ostens mit dem Maßstabe der Politik des Abendlandes messen. Das gilt auch für die folgende Erzählung der dunklen Stunden, in denen die Würfel über Yuanshikais Zukunft fielen und über die wir aus den Aktenstücken und Urkunden, die die Modernisierung Chinas zugänglich gemacht hatte, denkwürdige Einzelheiten erfahren.

Im Frühling 1898, kurz nach dem Tode des Prinzen Kung, setzte in China unter der Leitung des Kaisers Kwangsi, dem die alte energische Kaiserin-Witwe damals leidlich freie Hand ließ, die Kera der „Reform der hundert Tage“ ein, die eine solche Fülle von Edikten zur Europäisierung der Staatsverwaltung, des Heeres, der Presse und des Unterrichts brachte, daß ihr Abdruck allein einen bühnen Band füllen würde. Als aber gar eine kaiserliche Kabinettsorder kurzerhand eine Zahl von veralteten und unnützen Regierungsämtern und Sineuren auflöste, „fette Pfänden, die seit Generationen Laufende von Mühsiggängern im Genuße einträglicher Erpressungen genährt hatten“, schlug sich die Kaiserin-Witwe energisch auf die Seite der Reaktionsäre. Kwangsi, im tiefsten Grunde weltfremd, hatte keine

Ahnung von der Gefahr, die ihn zu umgarnen drohte. In der heimlichen Stille seines Winterpalastes, wo ihn der lautlose Klagenschritt spionierender Eunuchen umlauerte, entlockte der ehrgeizige Kaiser das Ahnenbild des gebähten großen Schichoangti und träumte von den Taten des gewaltigen Zwingherrn und ersten Einzigers Chinas, dessen berühmte Wiederverbrennung auch eine Revolution großen Stils von oben bedeutet hatte. Aber er war kein Schichoangti, dieser verteidlichte, launenhafte, mit allen Fehlern der Paremserziehung unympathische Mandchusproß, und der Mann, den er zum Vertrauen seiner Hoffnungen, zum Regisseur seiner Staatsstreidpläne erkor, traute sich die Kraft zu, selbst dem Mad der Zeit in die Speichen zu fallen. Dieser Mann hieß Yuanshikai.

Es war am 5. August 1898. Zum letzten Male sah der Kaiser auf dem großen ladierten Drachenthron, den bald wieder die Kaiserin-Witwe einnehmen sollte, in dem düsteren Thronaal, das die Dämmerung kaum erhelle, und vor ihm kniete Yuanshikai und schwor, „treulich den Dienst eines Hundes oder Pferdes zu verrichten, solange noch ein Atemzug seinen Rufes belebt“. Da war er eingeweiht in den Plan des Kaisers, die Kaiserin-Witwe zu entthronen und gefangen zu setzen und durch einen Staatsstreid ein modernes China zu schaffen. Mit Hilfe Yuans. Eine gewaltige Rolle schien dem damaligen Oberdirigenten von Tschili zu winken — er aber kannte Kwangsi genug, den bestenfalls eine Nikolai II.-Natur in starler Verkümmertung war, und setzte keinen Dollar auf seine Beständigkeit und Kraft. Er blieb loyal. . . . Schon der nächste Morgen sah Kwangsi als Gefangenen auf der Ozean-Terrasse auf südlichen Lotussee im Bekinger Winterpalast, wo ihn chinesische Verzte mit den alten heiligen Rituren bei seiner ungewisselhaften Nierenkrankheit bald zu Tode kurieren. Das Weitere ist noch in unverblähter Erinnerung. Die Yuan schließlich ohne gefährliche Erbsicherung des Nierenreiches die Mandchu-Dynastie über die Grenze bugsterte, die chinesische Republik schuf und sich zum Präsidenten mit allmählich immer autoritativer bemessenen Vollmachten wählen ließ. Der Weg zum Thron stand nun offen.

Die letzten Tage von Monastir.

Einem Berichte des „Corriere della Sera“ entnehmen wir die folgende Schilderung der letzten Tage von Monastir: „Das Ende ist da. Monastir ist preisgegeben. Die spärlichen serbischen Truppen, die sich noch in der Nähe der Stadt aufhalten, sind nur noch dort, um den Rückzug zu beden. Die beiden Regimenter müssen nach Belangen, vergeblichen Verteidigung mit den 600 serbischen Rekruten, die im letzten Augenblick zu Disce eilten, auf der Straße nach Albanien abziehen. Das Schauspiel ist herzerregend. In dem eifigen Schneegestöber ziehen sich diese durch Anstrengungen, Kälte und Hunger völlig gemürbten Soldaten zurück. Das ist kein Heer mehr, es ist nur noch das Gespenst eines Heeres, das sich da entfernt und im grauen Dunst der Ferne untertaucht. Diese 600 Soldaten, die zur Verstärkung geschickt worden waren, konnten den Zusammenbruch nicht verhindern. Sie boten bei ihrer Ankunft ein mitleid erregendes Bild. Nach 17tägigem Marsch waren sie auf kaum gangbaren Straßen ohne Mäntel, ohne Schuhe, ohne Brot von Albanien da hergekommen. Erschöpft waren 10 von ihnen in Regen und Schnee liegen geblieben, wo man sie ihrem Schicksal überließ. Verschwachtend kamen die Ueberlebenden in Monastir an. Sie bedeuteten keine Verstärkung der Besatzung von Monastir, sondern glichen eher einer Verarmung von Geisteskräften. Man hätte sie alsdann in ein Lazarett stecken sollen; indessen mußten sie noch an demselben Tage an die Front. . . . Von Nowal her hörte man Kanonendonner. Ganz Monastir war in grauigstem Entsetzen. Die Bürgerwachen wurden von Soldaten unterstellt. Die Weanien waren geflohen. In der Nacht ging es geräuschvoll her. Ganze Wagenkolonnen brachten die Wenigen, die noch in Monastir geblieben waren, fort. Verzweifelte Flüchtlinge waren von den Bergen herabgekommen, in der Hoffnung, Schutz in Monastir zu finden. Als sie auf die Hügel stiegen, die gerade die Stadt verlassen, kehrten sie voller Schrecken wieder um und wanderten mit nach Albanien. . . . Mitten durch diese trostlose Wenge ziehen größtenteils einige Gruppen von Bürgern, es sind Einwohner, die man beim ersten Alarm als wenig vertrauenswürdig ins Gefängnis gesteckt hatte und die, nachdem die Polizei geflohen, sich der goldenen Freiheit wieder erfreuen konnten. . . . Durch das Morgengrauen des kalten Tages sieht man aus einem Fenster des Konak ein gelbliches Licht blinken. Es kommt aus dem Arbeitszimmer des Stadthauptmanns, der als Legat noch auf seinem Posten verharrt.“

Notizen.

Theaterchronik. In Charlottenburger Schillertheater findet am Donnerstag die erste Aufführung eines in Berlin noch nicht gegebenen Stückes von August Strindberg statt, des fünfaktigen Schauspiels „Mitter Wengts Gattin“ in der Uebersetzung von Ernst Krausmeyer.

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Tandrup.

Zulezt kam der Philosoph Christensen, blau vor Kälte mit lustig unter dem Hutrand hervorsatternden Haaren. Aus seiner Rocktasche schaute eine Papierrolle heraus, während das Päckchen unter seinem Arm ein durchschnittenen Sauerbrot enthielt.

Er wanderte würdevollen Schrittes über den Hof wie ein ehrbarer Sumpfvogel und verschwand dann in dem Loch, das unter dem Vorbordhaus weg auf die Straße hinausführte.

Sobald der letzte Mensch das Haus verlassen hatte, fühlten sich die Tiere als die Herren. Es kam ein förmlicher Latendrang über sie; in allen Winkeln wurde es lebendig.

Auch in dem Mäusenest unter Lars Larzens Fußboden hatte Meister Grau ein ernstes Gespräch mit seiner Frau.

„Der fünfte Tag ist vorüber“, sagte er. „Die Rabe hat ihre Jagd begonnen.“

„Woher weißt du das?“ fragte die Madame misstrauisch. „Du bildest dir doch nicht ein, daß du bis fünf zählen könntest?“

„Langzahn hat es mich gelehrt“, antwortete Grau. „Man beginnt bei der einen Zehe und rückt an jedem Tag eine Zehe weiter. Ist man mit dem ganzen Fuß fertig, so sind fünf Tage vorbei.“

„Der mag dir etwas Schönes aufgebunden haben.“ In diesem Augenblick erwachte eines der Jungen und pffft jämmerlich. Madame sang mit leiser Stimme das alte Kinderlied:

Schlaf, Mäuschen, schlaf, Schlaf schnell, dann wirst du groß, Morgen gib's einen feinen Schmaus, Den Väterchen und holt ins Haus, Schlaf, Mäuschen, schlaf!

Morgen! Das ist der ewige Trost der Großen für die ungeduligen Kleinen. Endlich schlief das Mäuschen wieder ein, und Madame hörte mit ihrem Gesang auf.

„Weißt du was, Grau“, begann sie, „ich werde Langzahn aufsuchen. Wir müssen wissen, wie wir daran sind. Die Rabe muß aus dem Haus!“

„Langzahn hat mir versprochen —“

„Ich gebe keine trockene Käferin für seine Versprechungen“, fiel sie ihm ins Wort. „Ich will selbst etwas tun!“

Meister Grau pffft angsterfüllt.

„Aber wenn dich jetzt die Rabe frist, Mutterchen, was machen dann wir andern?“

„Ich werde schon mit heller Haut davontkommen“, antwortete Madame kurz angebunden. Sie war noch ein wenig verschlafen, und seitdem sie mit der Menschenhand gekämpft hatte, die ihr — wie sie es aussah — den Gipfel der geräucherten Wurst hatte nehmen wollen, war es fast nicht mehr mit ihr vor Einbildung auszuhalten.

Jetzt pugte sie sich eifrig, drehte und wendete sich vor Meister Grau und fragte:

„Sitzt der Pelz gut?“

Meister Grau brumnte zustimmend.

„Na, so leb wohl“, sagte sie und schlüpfte hinaus. Der Mann aber mußte bei den Jungen bleiben. — Sie lief so rasch sie konnte durch den Gang und pffft vor Eifer, weiterzukommen; da huschte sie blühschnell unter dem Ausguß weg — durch die Küche — die Treppe hinauf und hinaus in den Hof.

Sie hatte Langzahn noch nie gesehen, wußte aber von Meister Grau, daß er unter einem Kinnsteindrett wohne, und da war nur eins im Hof.

Der Kinnstein selbst war zugefroren. Aus seiner spiegelglatten Oberfläche ragten nur hier und da Kartoffelschalen und Strohhalm hervor. Madame Grau sagte sich ein Herz, sprang auf das Eis und lief darauf entlang, bis sich das Loch unter dem Kinnsteindrett wie ein gähnender Schlund vor ihr öffnete.

„Langzahn“, pffft sie, „komm heraus!“ Jedoch Langzahn kam nicht.

Als Madame Grau wiederholt gerufen hatte, ohne eine Antwort zu bekommen, begriff sie, daß er nicht zu Hause sei. Aber sie konnte sich das Vergnügen nicht verjagen, ihre Rabe unter das Kinnsteindrett zu stecken und zu sehen, wie Langzahn wohne.

Man merkte sofort, daß er ein Junggefelle war. In allen Winkeln lagen Brotkrumen und Speckstückchen. Die

Bohnung so einer einzelnen Ratte kann unmöglich ein Heim genannt werden; es fehlt dort die Gemütlichkeit. — Außerdem war unter dem Bett fortgesetzt eine abscheuliche Zugluft, die das Loch eiskalt machte und den ganzen anheimelnden Duft wegnahm.

Trohdem wagte sich Madame Grau hinein und schnupperte an jedem einzelnen Gegenstand. Blühschnell vernahm sie rasche Schritte über dem Kinnsteindrett, ein Schatten verdunkelte den Eingang und eine grobe Stimme pffft:

„Wer stöbert hier in meiner Bohnung herum?“

Es war Langzahn, der heimkam. Während peitschte er mit dem Schwanz die Erde, blies sich auf und blinzelte mit den roten Augen.

„Ja bin's“, antwortete Madame Grau mit schwacher Stimme.

„Ach? Welcher ich?“

„Madame Grau — Meister Graus Gattin!“

Langzahns Kerger verfloß; seine Augen wurden fremdlischer.

„Was willst du bei mir?“ fragte er. „Ich bin Langzahn, der Beherrscher des Kinnstein, der Beschützer des Unterhauses.“

„Das ist mir sehr lieb, denn ich und die Meinen bedürfen eines Schutzes“, erwiderte Madame Grau. „Du erinnerst dich vielleicht daran, daß die Rabe heute ihre Jagd beginnt? — Grau sagt, du habest versprochen, uns von ihr zu befreien.“

„Ich habe versprochen, mit der Sache zu überlegen“, entgegnete Langzahn ausweichend, sonst aber nichts. Für mich habe ich ja nichts zu fürchten. Du hast wohl gehört, daß ich einmal mit einer Rabe gekämpft habe?“

„Ei freilich“, antwortete Madame Grau, „das weiß man doch in der ganzen Tierwelt. Aber eine Maus kann nicht mit Raben kämpfen, das wirst du selbst einsehen. Wir müssen sie unbedingt aus dem Hause haben, und du mußt uns helfen!“

„Ja, wenn das nur so leicht wäre“, sagte Langzahn. „Ich wüßte augenblicklich wirklich nicht, wie das geschehen soll; aber wir können ja bei Gelegenheit mit der Rabe reden.“

„Warum nicht gleich?“ entgegnete Madame Grau lebhaft. „Wenn die Jagd tatsächlich begonnen hat, ist keine Zeit zu verlieren.“

(Fortf. folgt.)



